

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Einleitung	13
Fallrekonstruktionen und Strukturgeneralisierung als Beitrag der objektiven Hermeneutik zur soziologisch-strukturtheoretischen Analyse (1981)	47
<i>Ulrich Oevermann</i>	
 Face-to-Face-Kommunikation	
Vorbemerkung	85
Mündliche Interaktion in institutionellen Kontexten	87
<i>Chantal Magnin und Marianne Rychner</i>	
Interaktion im Unterricht	105
<i>Andreas Wernet</i>	
Forschungsinterviews	123
<i>Kai-Olaf Maiwald</i>	
 Edierte und nichtedierte schriftsprachliche Texte	
Vorbemerkung	149
Briefe	151
<i>Andreas Franzmann</i>	
Lehrmittel	180
<i>Johannes Twardella</i>	
Unterrichtliche Notizen von Schülern	197
<i>Marion Pollmanns</i>	
Partitur-Transkripte als Protokolle der komplexen Interaktionspraxis „Schulunterricht“	224
<i>Manuel Franzmann</i>	

Fremdsprachige Texte	239
<i>Johannes Twardella</i>	

Nichtsprachliche Texte

Vorbemerkung	255
---------------------------	------------

Materielle Kultur („Gebrauchsgegenstände“)	261
<i>Matthias Jung</i>	

Plastiken	276
<i>Johannes Twardella und Ulrich Oevermann</i>	

Kinderzeichnungen	281
<i>Claudia Scheid</i>	

Gemälde	302
<i>Thomas Loer</i>	

Photographie	335
<i>Thomas Loer</i>	

Luftbilder	358
<i>Jan Egger und Ingo Wienke</i>	

Videos	372
<i>Thomas Loer</i>	

Objektive Daten – Konstellationen – Verläufe

Vorbemerkung	407
---------------------------	------------

Biographische Daten	413
<i>Peter Münte</i>	

Transformationen politischer und sozialer Ordnungen	449
<i>Stefan Kutzner</i>	

Verzeichnis der Autor*innen	465
--	------------

Einleitung

Die Objektive Hermeneutik ist eine Methodenlehre für die Erhebung und Ausdeutung sinnstrukturierter Daten in der empirischen Forschung. Seit ihren Anfängen in den 1970er Jahren, als Wissenschaftler um Ulrich Oevermann begannen, Eltern-Kind-Interaktionen im Rahmen sozialisationstheoretischer Studien auszuwerten, ist an ihrer Begründung gearbeitet worden. Seitdem hat sie sich über die ursprünglichen Forschungsfelder hinaus zu einem allgemeinen Forschungsansatz entwickelt. Diese Entwicklung verlief als eigenständige Unternehmung, sie ist aber durchaus parallel zum Aufkommen anderer sinnverstehender, „qualitativer Methoden“ zu verstehen, also interpretative Methoden, die ihrerseits nach Zugängen zu den sprachförmigen Erscheinungsformen der sozialen Welt gesucht haben und Vorgehensweisen erprobt haben.¹ Aus heutiger Sicht erscheint diese Zeit – die 1960er und 1970er Jahre – als große Experimentierphase, in der es insgesamt darum ging, das Methodenbesteck der Sozialwissenschaften zu erweitern. Es ging darum, Methoden zu entwickeln, die in der Lage sein würden, insbesondere solche Phänomene und Manifestationsformen des Sozialen für die Forschung zu erschließen, die von den quantitativen Methoden nicht erfasst werden. Die Objektive Hermeneutik nimmt innerhalb dieser allgemeinen Methodeninnovation eine eigenständige Position und Programmatik ein, was vor allem darin begründet ist, dass Sinnstrukturen als objektiv gegebene Ausdrucksformen der Realität angesehen werden, also als etwas, dessen Bedeutung unabhängig vom subjektiven Standpunkt eines interpretierenden Forschers rekonstruiert werden kann. Damit steht die Objektive Hermeneutik quer zur sonstigen hermeneutischen Tradition eines Nachvollzugs des subjektiv Gemeinten. Nichtsdestotrotz sollte in einer Einführung in die Objektive Hermeneutik gleich zu Beginn daran erinnert werden, dass die Entstehung der Objektiven Hermeneutik innerhalb einer allgemeinen forschungsinnovativen Konstellation und Bewegung der Sozialwissenschaften stattfand, in der auch andere Methodenansätze entstanden. Auch diese haben je ihren Anteil daran, dass die Arbeit mit Interaktionsprotokollen, Gesprächsmitschnitten, Dokumenten, offenen Interviews, Fotos oder anderen sinnstrukturierten Ausdrucksgestalten für die Forschung erschlossen wurde.

Dies ist auch deshalb wichtig zu erwähnen, weil es zumindest für die Entwicklung der Objektiven Hermeneutik wichtig war, dass die Kontroversen mit Vertretern anderer Methodenansätze begriffliche Klärungen und Abgrenzungen im Vorgehen erlaubten, die sonst wohl kaum möglich gewesen wären.² Einige der Kontroversen zwischen den interpretativen Methoden bestehen fort, andere haben sich aufgelöst, wieder andere sind noch gar nicht ausgetragen. Daher kann man aus unserer Sicht auch nicht behaupten, dass der historische Prozess der Methodeninnovation, zu dem nicht nur die Erprobung, sondern auch die Verstetigung und Kanonisierung der Methoden im Forschungs- und Lehrbetrieb gehören, vollends abgeschlossen wäre. Und sicher ist das auch gut so,

denn kontroverse Positionen sorgen ja dafür, dass die Grundfragen virulent bleiben. Für die Objektive Hermeneutik lässt sich jedoch sagen, dass die Phase der Erprobung und Begründung der Methodenlehre schon seit längerer Zeit abgeschlossen ist.

Die Objektive Hermeneutik ist in den 1970er Jahren entstanden, darauf wird gleich näher einzugehen sein. Im Zentrum ihrer Methodenlehre steht die *Sequenzanalyse*, ein auf Regeln basierendes hermeneutisches Verfahren der Textinterpretation, das 1979 erstmals in einer Publikation beschrieben wurde. Deren Anwendung bezog sich anfangs allein auf Interaktionsprotokolle und Interviews. Doch blieb es dabei nicht. Entlang sich fortentwickelnder Forschungsfragen kamen in den 1980er und 1990er Jahren Projekte hinzu, in denen die Anwendung der Sequenzanalyse auch auf andere Datentypen erprobt wurde: historische Briefe, Lebensläufe, Dokumente, Spurentexte in der Kriminalistik, nicht-sprachliche Gebilde wie Kinderzeichnungen, Kunstwerke der bildenden Kunst, Photographien, Videoaufzeichnungen und Gruppendiskussionen, Luftbilder, Protokolle von Arzt-Patienten-Gesprächen, Gerichtsprotokolle, Dokumente von Hilfeplanprozessen in der Jugendhilfe, Spielfilme, „heilige Texte“ der Religionsgeschichte, biographische Daten im Rahmen eines Zeitstrahls, Fotos von Grabanlagen, Skulpturen, Verwandtschaftsdaten einer Familie, und so weiter. Die Sequenzanalyse hat sich mit jedem Projekt, in dem neue Datentypen untersucht wurden, entwickelt und erweitert. Anfangs an sprachlichen Texten entwickelt, musste in diesen Projekten erst herausgefunden werden, wie man eigentlich angesichts der Besonderheiten konkret vorgehen muss. Ein Beispiel. Während die Sequenzen in sprachlichen Texten durch die Linearität der Schriftsprache (im Deutschen als Leserichtung von links Oben nach rechts Unten) vorgegeben ist und die Rekonstruktion der Erzeugung von Sinnstrukturen daher sich an diese Linearität anlehnen muss, ist in anderen Ausdrucksmaterialitäten, die nicht sprachlich sind, z. B. Bildern, erst zu klären, wie man solche Gebilde eigentlich „lesen“ und eine methodisch prüfbare Deutung aufbauen muss. Wo sollte man mit der Betrachtung und Interpretation anfangen und welcher inneren Ordnung muss man folgen?

Dieser Prozess einer Erweiterung der Sequenzanalyse auf andere Ausdrucksgealten in den 1980er und 90er Jahren hatte auch hier viel von einer experimentellen Erprobung, auch wenn es wohl selten um die Methode als Selbstzweck ging, sondern letztlich immer materiale Fragestellungen im Hintergrund standen. So waren z. B. viele Analysen von Kunstwerken durch Fragen zur Professionalisierung des künstlerischen Handelns angeregt: Antworten sollten nicht nur durch die Analyse von Briefen, Tagebüchern oder biographischen Dokumenten erschlossen werden, sondern anhand der primären Erzeugnisse des Künstlerhandelns, den Werken selbst. – Parallel zu dieser Erprobungs- und Erweiterungsbewegung in der Forschungspraxis schritt die methodologische Explikation dessen voran, wie man in der Sequenzanalyse eigentlich genau vorgeht und wie man dieses Vorgehen beschreiben kann. Für Oevermann selbst war dieser Prozess einer ersten Etablierung und Begründung der Objektiven Hermeneutik als einer Methodologie bereits etwa 1980 abgeschlossen; doch die Erweiterung der Sequenzanalyse auf immer neue Datentypen dauerte länger an und sollte vielleicht gar nicht als abgeschlossen angesehen werden. Es lassen sich immer noch Datentypen nennen, an denen die Sequenzanalyse noch nicht soweit erprobt wurde, dass sich das Vorgehen all-

gemein beschreiben ließe, z. B. Partituren in der Musik oder Videoaufzeichnungen im Tanz. Insgesamt ist die Methoden- und Kunstlehre der Objektiven Hermeneutik heute jedoch soweit ausgereift und an so vielen unterschiedlichsten Datentypen erprobt, dass die Sequenzanalyse als hinreichend ausgereift und bewährt gelten kann und auch ungewöhnliche Ausdrucksgebilde (wie z. B. Handzeichnungen von Experimentalaufbauten der Wissenschaftsgeschichte, militärische Schlachtpläne, oder fotografische Abbildungen von Spielarrangements in Kinderzimmern) nicht mehr als unbekannte Herausforderungen gelten müssen.

Im Laufe dieser Entwicklung wurden die Regeln der Sequenzanalyse (Totalität, Sparsamkeit, Sequenzialität) immer allgemeiner expliziert und traten zugleich die Spezifika der Anwendung auf besondere Daten deutlicher hervor. Während sich in Oevermanns methodologischen Texten vor allem die grundlagentheoretisch verallgemeinerten Argumente zur Begründung der Objektiven Hermeneutik spiegeln (Oevermann 1979; 2000; 2002; 2016), finden sich Ausführungen zu speziellen Datentypen eher in den materialen Arbeiten mit Darstellungen konkreter Analysen, darunter viele Diplomarbeiten, Dissertationen oder Habilitationsschriften.³ Daher gibt es in der Literatur zur Methodenlehre der Objektiven Hermeneutik bislang zwar einige herausragende Darstellungen, die das Verfahren im Allgemeinen beschreiben, nicht jedoch eine Zusammenschau aller möglichen Anwendungen auf spezielle Datentypen. In der vorliegenden Einleitung liegt der Schwerpunkt daher nicht auf einer Wiederholung der allgemeinen Begründungsprogrammatik der Methodologie der Objektiven Hermeneutik. Der interessierte Leser wird hierfür auf die Lektüre der einschlägigen Texte Oevermanns oder die vorliegenden Einführungstexte, die es schon gibt, verwiesen: Gut lesbare kurze Wegweiser, wie man die Sequenzanalyse anwendet, die sich in erster Linie an Erstinteressierte und Studierende richten (z. B. Oevermann 2002; Wernet 2000; 2006; Ley 2010). Der Schwerpunkt dieses Handbuchs liegt vielmehr auf der Darlegung der Kunstlehre in ihren spezifische Anwendungsweisen bezogen auf besondere Ausdrucks- und Datentypen. Gleichwohl stellen wir dem einen kurze Einführung in die Grundgedanken und Begriffe der Objektiven Hermeneutik voran. Dies geschieht entlang einer Schilderung des Entstehungskontextes der Objektiven Hermeneutik in den 1970er Jahren.

Entstehungskontext der Objektiven Hermeneutik⁴

Die Objektive Hermeneutik geht ursprünglich aus einem konkreten Forschungskontext hervor und hat sich erst allmählich von den damaligen Fragestellungen, die sich auf den Zusammenhang von familiären Sozialisationsbedingungen und Schulerfolg bezogen, gelöst. Anfang der 1970er Jahre gab es ein am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin angesiedeltes Projekt „Elternhaus und Schule“. Dessen Mitarbeiter waren Ulrich Oevermann, Lothar Krappmann, Jürgen Krambeck und Yvonne Schütze, die sich als Gruppe für den Zusammenhang von elterlichen Erziehungsstilen, Sprachmilieus und kindlichem Schulerfolg interessierten (Krappmann, Kreppner, Oevermann 1968). In diesem Projekt sollten in einem quantitativ angelegten Forschungsdesign Indikatoren identifiziert werden, mit deren Hilfe signifikante Korrelationen zwischen elterlichen Er-

ziehungsstilen, Sprachcodes und anhand von Schulleistungen zu messenden Lern- und Bildungsprozessen von Kindern festgestellt werden sollten. Dabei spielte nicht nur die Typisierung der verschiedenen Erziehungsstile eine wichtige Rolle (z. B. als autoritativ vs. laissez-faire vs. permissiv vs. egalisierend), sondern auch die Charakterisierung der Sprachkultur innerhalb einer Familie, genauer gesagt der Art und Weise, wie Eltern im Alltag mit ihren Kindern sprechen und ihnen dabei die grammatischen, semantischen und situationspragmatischen Optionen der Sprache vorleben, abfordern oder restringieren. Angeregt war dieses Interesse durch die damalige Entwicklung der Linguistik, die namentlich durch Noam Chomskys Grammatiktheorie vorangetrieben worden war, sowie durch Studien des englischen Soziolinguisten Basil Bernstein, der mit seiner Untersuchung zum Gebrauch der Adverbien im Englischen in verschiedenen Milieus eine Unterscheidung von elaborierten und restringierten Sprachcodes vorgeschlagen und damit linguistische und soziologische Fragestellungen produktiv verknüpft hatte. Ulrich Oevermann hatte diese Unterscheidung in seiner Dissertation „Sprache und soziale Herkunft“ (Oevermann 1972) aufgenommen und zur Unterscheidung von Strategien maximaler und minimaler Verbalisierung weiterentwickelt. Im Projekt „Elternhaus und Schule“ ging es darum, diesen Ansatz weiter zu verfolgen und neben den Sprachcodes auch die Erziehungsstile genauer unter die Lupe zu nehmen.

Der Forschungsplan dieses Projektes sah zunächst vor, standardisierte Daten in Gestalt eines komplexen Fragebogens zu erheben, der an zirka Tausend Familien verschickt werden sollte. Damit dieser Fragebogen jedoch auch feinere Zusammenhänge abzubilden in der Lage wäre, sollten in der Vorbereitungsphase zunächst einige wenige Familien zuhause aufgesucht und über mehrere Wochen begleitet werden, damit die Forscherinnen und Forscher sie bei alltäglichen Situationen wie Abendessen, Betreuung der Hausaufgaben am Nachmittag oder dem gemeinsamen Mensch-ärgere-Dich-nicht-Spielen beobachten konnten. Aus solchen Beobachtungen sollten möglichst trennscharfe, präzise Fragen für den späteren Fragebogen gewonnen werden. Man wollte genauer wissen, auf welche Dimensionen es eigentlich ankommt und wie man diese im Fragebogen abrufen könnte. Diese Vorstudie hatte also zunächst einen methodologisch nachgeordneten, „explorativen“ Charakter. Die damalige Fragebogentechnik sah verschiedene Skills vor, die heute noch in Gebrauch sind, etwa Skalierungen (z. B. von -5 bis +5), Entweder-oder-Fragen, Multiple-Choice, Mehrfachnennungen, Kurztexte. Doch wie formuliert man die Fragen, damit sie nicht Artefakte produzieren? Welche Antwortoptionen gibt man vor? Lassen sich Erziehungsstile in genau messbare Präferenzen übersetzen und wie kann man sie ggf. skalieren? Das Vorgehen war als Vorarbeit gedacht für die eigentliche Haupterhebung, in der zahlreiche Daten aus den Familien mithilfe solcher Fragebogen gewonnen werden sollten. Die Beobachtungen sollten im Sinne einer Feinsteuerung sicherstellen, dass man beim Entwurf der Fragebögen wirklich verwertbare Datensätze erzeugt. Das Projekt hatte das Problem aller Projekte mit einem quantifizierenden Ansatz in der Sozialforschung: Wie verhindert man Artefakte oder Datensätze, die lediglich oberflächlich bleibende Aussagen oder Trivialitäten erzeugen?

Die Vorbereitungsphase des Projektes entwickelte sich zu einer eigenständigen Herausforderung und damit unter der Hand zu einem neuen methodischen Ansatz. Wäh-

rend der Hausbesuche zeigte sich, dass das Beobachten der Familien in ihrem Alltag zur Entwicklung standardisierter Fragen nicht weit führte, wenn es nicht gelang, die Beobachtungen selbst einzugrenzen und ihre Auswertung operabel zu machen. Die Situationen selbst waren dafür viel zu komplex. Bei den Interaktionen während des Abendessens hatten es die Forschenden stets mit mehrdimensionalen Vorgängen zu tun. So ließ sich nicht klar unterscheiden, welche Äußerungen und Verhaltensweisen sich aus der Situation am Tage ergaben, was auf die spezifischen Erziehungsstile der Eltern zurückzuführen war und was auf tiefer reichende Persönlichkeitsstrukturen der Beteiligten und daraus hervorgehende Wechselwirkungen hindeutete.

Auch das Beobachten selbst als methodische Operation stieß hier an eine Grenze. Beobachtungen sind hinsichtlich des Wahrgenommenen immer überkomplex; zwar kann eine Beobachtung sich auf Teilaspekte der Ereignisse konzentrieren, das reduziert aber den Gegenstand notgedrungen auf den Fokus der beobachtenden Person. Diese muss, um den Gegenstand des Interesses stabil halten zu können, von vornherein schon wissen, was sie beobachten will. Dies ist aber mit einer Reduktion auf vorgegebene Kategorien verbunden, wie sich dies in der Ethnographie, etwa in den oft zur Herstellung von Vergleichbarkeit geforderten „Beobachtungsbögen“ zeigt. Strukturelle Zusammenhänge zwischen verschiedenen Einflussfaktoren lassen sich so kaum operationalisieren und können in einer Beobachtung allenfalls erahnt werden (was für sich genommen natürlich von hohem Wert ist und bleibt). Zum anderen ist das Beobachten an die Situation gebunden und vergeht auch mit ihr; der Moment ist flüchtig und mit ihm der Inhalt des Beobachteten. Aus Beobachtungen werden insofern nur dann Daten im engeren Sinne, also Daten, die bearbeitet werden können, wenn sie notiert und festgehalten werden. Solche Notizen geben allerdings nur das wieder, was dem Beobachter aufgefallen ist; sie bleiben an seine filternde Subjektivität gebunden. Beobachtungsnotizen protokollieren insofern sowohl das Beobachtete als auch die Praxis des Beobachtens selbst und sind mit der Perspektive des Beobachters kontaminiert, eine Perspektive, die letztlich reduktionistisch ist. Beobachtungen können ein Geschehen daher nur eingeschränkt authentisch wiedergeben. Schließlich: Beobachtungsnotizen lassen sich nur schwer nachträglich überprüfen. In der Beobachtung entsteht ein Gesamteindruck, teilt sich mehr mit als in den Notizen festgehalten wird. Beobachtungsnotizen erzeugen insofern eine Diskrepanz zwischen dem, was zeitnah aufgezeichnet wird, und dem, was der Sozialforscherin im Nachhinein aus dem Gedächtnis außerdem relevant erscheint und in ihre Schlussfolgerungen einfließen möchte. Solche „Eindrücke“ lassen sich im Nachhinein kaum mehr unter Kontrolle bringen und prüfen, obwohl sie wichtig sein können und zur Gestalt einer Situation hinzugehören.

Diese Vorbehalte gegen das reine Beobachten haben die Mitarbeitenden des Berliner Projekts dazu übergehen lassen, Gespräche und Spiel-Interaktionen mithilfe eines Tonbandgerätes mitzuschneiden. Das sollte sie in der Beobachtungssituation zunächst entlasten. Es wurden auditive Protokolle hergestellt, die dann teilweise durch Beobachtungsnotizen zu den nonverbalen Anteilen einer Interaktion ergänzt wurden; z. B. wurden geworfene Würfelzahlen und ausgeführte Spielzüge beim „Mensch-ärgere-Dich-nicht“-Spiel mitnotiert, da sie auf dem Tonband nicht hörbar waren.

Solche Mitschnitte hielten zunächst das gesprochene Wort mitsamt allen sonstigen hörbaren Geräuschen auf einer analogen Tonspur magnetisch fest. Sie bildeten die Schallwellen auf einem Tonträgermaterial ab, damals dünne Kunststofffolien mit magnetisierbaren Eisenoxid- oder Chromoxid-Kristallen, die heute natürlich von digitalen Aufzeichnungstechniken abgelöst sind. Die physische Aufzeichnung hat den unschätzbaren Vorteil, dass die reale Situation „im Ganzen“, das heißt in allen ihren hörbaren Anteilen festgehalten ist, und zwar so, wie sie in der Realität tatsächlich stattfand. Das tatsächliche Geschehen wird damit der Vergänglichkeit entrissen. Man kann das Gesprochene immer wieder nachhören, es hervorholen und mit anderen zusammen nachhören, es unterbrechen, zurückspulen und nochmals anhören. Beim mehrmaligen Anhören können Dinge auffallen, die in der Situation selbst unbemerkt geblieben waren. Und haben die Sozialforscher diese Option erst einmal für sich als Routine erschlossen, können sie sich als Teilnehmer einer Situation ohnehin ganz anders auf diese konzentrieren, weil sie von der Notwendigkeit zum Notieren entlastet sind. Gegebenenfalls können sie sogar daran denken – was später für die Interviews wichtig werden wird –, selbst mit Beteiligten zu interagieren, wenn dies zu Zwecken der Datenerhebung geboten erscheint.

Im Projekt „Elternhaus und Schule“ standen die Forschenden dann aber vor einer neuen Frage: Was fängt man mit solchen Mitschnitten an? Welche Art von Daten ist das und wie wertet man sie aus? Man kann sie – wie gesagt – nachhören, so oft man will. Doch verwertbare Daten sind solche auditiven Quellen noch nicht. Hier vollzieht sich nun eine wichtige Weichenstellung in der Entwicklung der Methode. Während nämlich andere Methodenschulen, sofern sie überhaupt auf solche Audioprotokolle setzen, entweder versuchen, das erzeugte sprachliche Material mithilfe von standardisierten Algorithmen und Codierung auszuwerten, oder es mithilfe von intuitivem und assoziativem Sprachverstehen nutzbar zu machen, schlugen Oevermann und die anderen Mitarbeitenden einen anderen Weg ein. Dabei sind wohl drei Gedanken wegweisend gewesen (wobei dies erst ex post im Nachgang so rekonstruiert werden kann, denn konkrete Aufzeichnungen hierzu gibt es wohl nicht). (i) Zunächst ließ man sich von dem Gedanken leiten, dass solche Protokolle sprachliches Material beinhalten, das Bedeutung konstituiert, also sinnstrukturiert ist, wie es später heißt; das meint, dass in sie eine textförmige Datenqualität eingeht, die nach Regeln der Sprache erzeugt wurde und die man interpretieren muss. (ii) Der zweite Gedanke ist, dass diese Bedeutung des Textes nicht nur durch sprachliche Regeln der Grammatik und Pragmatik als Erzeugungsmechanismus hervorgebracht wird, sondern dass noch einiges andere darin einfließt bzw. operiert, nämlich die konkrete Praxis der Mitglieder der Familie selbst, mit der man es zu tun hat, also die Familie in ihrer Art und Weise, wie sie die Sprache nutzt und miteinander interagiert. (iii) Der dritte Gedanke ist damit fast schon ausgedrückt, dass nämlich hieran nicht allein das Sprachmilieu aufscheint, sondern dass mithilfe der Sprache sich die Art der Beziehungen zwischen Eltern und Kindern ausdrückt, weil in der Sprache gehandelt wird. Die erzieherischen Ermahnungen sind sprachlich, das Streiten vollzieht sich sprachlich, die Hilfestellungen bei den schulischen Hausaufgaben vollziehen sich in wesentlichen Anteilen sprachlich. Es geht also nicht nur um

das Sprachmilieu mit seinen Idiomen und Besonderheiten der Sprachpraktik, sondern um das Handeln in den Beziehungen zwischen den Akteuren. In diesen Interaktionen zeigen sich hintergründige Strukturen, die auf längerfristig wirksame Verhaltensmuster verweisen. Diese längerfristig operierenden Familienstrukturen und die verschiedenen Dimensionen ihres Zusammenhangs sind es, wofür sich die Mitarbeitenden im Projekt eigentlich interessierten.

Wann und auf welche Weise sich diese Annahmen genau gebildet haben, ist von mir nicht genau zu datieren. Für die Entwicklung der Objektiven Hermeneutik ist dies jedoch eine wichtige frühe Weichenstellung: die Annahme, dass sich aus den Bedeutungen der Mitschnitte nicht allein linguistische Sachverhalte erschließen lassen, sondern Erzeugungsparameter, die auf die Familienstruktur selbst verweisen. Gemeint sind generative Strukturen, die zwar auch in der Sprache sich ausdrücken, aber nicht im Linguistischen alleine aufgehen, sondern in einer spezifischen Fallstruktur einer Familie begründet sind und die Art und Weise beschreiben, wie in einer Familie Erziehung, affektive Solidarität, Gattenbeziehungen und Eltern-Kind-Interaktionen praktiziert werden.

Wie lässt sich nun aber ein solcher Erzeugungsmechanismus aus dem sprachlichen Material herauspräparieren? Diese Frage ist zunächst gleichbedeutend mit der Frage, wie sich Protokolle sprachlicher Äußerungen überhaupt methodisch kontrolliert interpretieren lassen.

Transkription und Notation

Mit anderen Ansätzen der interpretativen Methoden teilte das Projekt die Praktik, die Mitschnitte zunächst in einen lesbaren Text zu verwandeln, d. h. sie zu verschriften. Die Tonband-Mitschnitte wurden transkribiert. Dieser Schritt warf zunächst die Frage nach einer angemessenen Notation auf, ein bis heute virulentes Thema [s. das Kapitel „Partitur-Transkripte als Protokolle der komplexen Interaktionspraxis ‚Schulunterricht‘“]. Aus der Linguistik und der Konversationsanalyse waren auch damals schon Notationen bekannt, die sich sehr um Detailtreue und Genauigkeit bemühten und die auch non-verbale Anteile, Gestik und Mimik, Tempo und Intonation, Sprecherwechsel oder Pausen möglichst exakt wiedergeben sollten. Im Projekt „Elternhaus und Schule“ wurde eine Notation gewählt, in der alle Sprechenden mit Kürzel markiert und deren Redesequenzen durchgezählt wurden. So stand etwa [1K1] für die erste Äußerung im Transkript, die zugleich die erste Äußerung von K (K=Kurt/Kind) war. 2M1 stand für die Mutter, 17K4 wieder für die 4. Äußerung des Kindes an einer weiter fortgeschrittenen 17. Gesamtstelle. Das Gesprochene selbst wurde vergleichsweise detailgetreu verschriftet. Grammatische Fehler, Satzabbrüche, Satzneuanfänge, falsche Wortstellungen wurden nicht korrigiert und nicht lesefreundlich „geheilt“; Pausen (...; oder 6 Sec), Zwischenrufe, sich überschneidende Redebeiträge mehrerer Personen oder Geräusche wurden in Klammern beschrieben. Auch dialektale oder individuelle Besonderheiten der Intonation wurden wiedergegeben, Stimmhebung und -senkung („fragend“), Räuspern, Seufzen, auffälliges Ein- oder Ausatmen wurden im Transkript markiert. Der Aufwand

machte die Transkription zu einer mühevollen Angelegenheit, die das Ohr jedoch immens schult. Nimmt man Protokolltexte aus der damaligen Zeit heute in die Hand, ist immer noch erstaunlich, wie sehr die Transkriptionen bereits an der Forderung nach möglichst authentischer Abbildung des realen Geschehens ausgerichtet gewesen sein müssen.

Mit diesen Transkripten entstand ein eigener Datentypus, ein Protokoll, das naturwüchsige Interaktionen wiedergibt. Natürlich unterliegen solche Daten, wie alle Daten, materiellen Einschränkungen der Aussagereichweite und möglichen Fehlerquellen. Sie bilden (i) nur das auditive Material, also primär das „gesprochene Wort“ und Geräusche ab. Räumliche Umgebungen und Positionen, gestische Bewegungen, olfaktorische Eindrücke (z. B. Essensgerüche) fehlen entweder ganz oder lassen sich allenfalls hinweisend [„Verzieht das Gesicht“; „zeigt auf sein Gegenüber“] beschreiben. Auch die damals schon praktizierte Videotechnik, die natürlich in sich eine immense Erweiterung darstellt, löste dieses Problem nicht grundsätzlich, weil sie die Aufnahme lediglich um den allerdings manchmal sehr wichtigen visuellen Aspekt erweitert. Doch schon die Kamera-Perspektive stellt erneut eine Einschränkung dar, weil sie immer nur aus einem Blickwinkel erfolgen kann. Und neu aufgeworfen wird das ziemlich schwierige Problem der Notation und Transkription von solchen Videoprotokollen. (S. das Kapitel „Videos“)

Eine Fehlerquelle von Audio-Transkripten besteht natürlich in der Gefahr einer falschen, inadäquaten Verschriftung, für die das Audioprotokoll jedoch bereits die Lösung bereithält. Denn Transkriptionen können am Originalprotokoll gegengehört und die Adäquatheit der Verschriftung, wenn nötig, mehrfach überprüft werden.

Solche Interaktionsprotokolle haben für die Erforschung von nahezu allen sozialen Gebilden, in denen Interaktionen zwischen Menschen eine Rolle spielen (und das ist in nahezu allen Gegenstandsfeldern der Sozialwissenschaften der Fall und nicht auf Themenfelder der Familien- bzw. Mikrosoziologie beschränkt), eine wirklich revolutionäre Bedeutung. Sie bilden eine soziale Praxis genauso ab, wie sie tatsächlich stattfand, zwar auf eine spezifische Daten- und Sinnesdimension reduziert, aber gleichwohl authentisch. Transkripte bilden die Realität ab, verändern sie nicht, schneiden sie nicht zu. Sie unterwerfen die Realität nicht einem Muster standardisierter Datenerhebung, wie das in der Sozialforschung ansonsten sehr häufig der Fall war und sein musste, solange es keine anderen Verfahren gab.

Protokolle naturwüchsiger Interaktionen sind ein authentischer Widerschein einer an sich flüchtigen Realität, vorausgesetzt, die Verschriftung wird gewissenhaft durchgeführt. Ein Protokoll ist insofern ein Datum eigener Art, dessen Authentizität methodisch überprüfbar geworden ist.⁵ Naturwüchsige Protokolle haben noch weitere methodische Vorteile gegenüber Beobachtungsprotokollen. Ein Audio- oder Video-Protokoll entkoppelt die Erhebung von Daten vollständig von der Subjektivität des Beobachtenden und macht es unabhängig von der restringierenden Perspektive eines Forschers, der sich Notizen macht. Seine Transkription macht das Protokollierte zudem für alle Interessierten innerhalb und außerhalb der Wissenschaft zugänglich und ermöglicht somit eine intersubjektive Überprüfung jeglicher Form seiner Bearbeitung und der daraus abgeleiteten Schlussfolgerungen. Wie das Audiotape, das immer wieder angehört werden kann, so

erlaubt auch das fertige Transkript, dass es immer wieder hervorgeholt, nachgeprüft, kritisiert, verbessert und von etwaigen nicht ausgewiesenen Interpretationen befreit werden kann.

Vom Protokoll zur Auswertung

Im Projekt „Elternhaus und Schule“ stand ein Auswertungsverfahren für jene Transkripte noch nicht zur Verfügung. Es hat sich erst allmählich im Erproben verschiedener Optionen im Umgang mit den Transkripten entwickelt. Auch die Geschichte dieses methodischen Lernprozesses ist nicht im Detail rekonstruiert, es gab aber wohl auch Ansätze, die das Textmaterial nach Schlüsselwörtern, wiederkehrenden Items und Idioms auswerten wollten, nicht unähnlich dem Codierungsverfahren, wie es in der Grounded Theory bekannt ist (Glaser, Strauss 1998). Wahrscheinlich sind auch andere Ansätze, die man heute mit anderen qualitativen Methodenschulen verbindet, der Sache nach erprobt und wieder verworfen worden, bis sich Grundzüge einer eigenen Methodik abzuzeichnen begannen. Dieser Prozess dauerte etwa zehn Jahre. 1976 wurde das Verfahren beim Kasseler Soziologentag erstmals mündlich präsentiert, 1979 dann als Objektive Hermeneutik programmatisch beschrieben und publiziert (Oevermann et al. 1979). Dabei ist aus heutiger Sicht auch diese Beschreibung der Methode noch unfertig, im Entwurfsstadium; spätere Darstellungen erscheinen viel präziser und besser durchgearbeitet. In doppelter Hinsicht stellt jene frühe Version einer Programmatik jedoch einen wichtigen Einschnitt dar. Sie schloss jenen Erprobungsprozess ab und wertete ihn im Sinne einer Beschreibung des methodischen Verfahrens aus. Die Phase der emergenten Erprobung war damit zu Ende. Zugleich gaben die Autoren und Autorinnen „dem Kind einen Namen“, was einem generalisierten Anspruch gleichkam, ein eigenständiges methodisches Verfahren gewonnen zu haben, das sich von konkurrierenden Ansätzen der Sozialforschung unterschied und sich vom ursprünglichen Projektdesign ablösen und auf andere Projekte übertragen ließ. Der Anspruch begründete zugleich einen Ansatz, einen Approach: Mithilfe der Objektiven Hermeneutik sollten nicht nur Interaktionsprotokolle im Kontext der Erforschung von Familieninteraktionen ausgewertet werden, sondern textförmige Protokolle überhaupt, sofern sie sprachlich und sinnkonstituiert sind. Das Verfahren begann damit, sich von den inhaltlichen Fragestellungen, die sich auf Eltern-Kind-Interaktionen bezogen, abzulösen und konnte auf weitere Forschungsfelder übertragen zu werden.

Einige Grundbegriffe

Im Zentrum der programmatischen Schrift von 1979 steht das Konzept der *latenten Sinnstrukturen*, mit dem der Gegenstand der in den Transkripten gegebenen Realität theoretisch beschrieben werden soll, sowie ein mehrstufiges Verfahren der Textinterpretation in sieben Schritten zur Erschließung solcher latenten Sinnstrukturen. An dieser Stelle kann darauf verzichtet werden, diese frühe Version der Objektiven Hermeneutik im Einzelnen nachzuzeichnen. Es geht im Folgenden mehr um eine systematische